

Süddeutsche Zeitung

DAS IST FUSSBALL

*Die besten Reportagen,
Porträts und Interviews*



Claudio Catuogno und Christof Kneer (Hrsg.)



DIE WERKSTATT

Süddeutsche Zeitung

DAS IST FUSSBALL

*Die besten Reportagen,
Porträts und Interviews*

Claudio Catuogno und Christof Kneer (Hrsg.)



DIE WERKSTATT

Vorwort

Vom Leben, Lieben und Scheitern

VON MATTHIAS BRANDT



Ich liebe Fußball. In einem unvernünftigen und unerklärlichen Maß. Und ich glaube nicht, dass die beiden Menschen, die mir die wichtigsten sind, es wirklich verstehen. Aber sie wissen um diese Liebe und achten sie großmütig, das ist mehr, als man verlangen kann.

Ihre Generosität könnte auch damit zu tun haben, dass sie einen Blick in den noch aufgeschlagenen Sportteil der Süddeutschen Zeitung auf unserem Küchentisch geworfen haben.

Ein guter Fußballtext handelt nämlich vom Leben, der Liebe und vom Scheitern all dessen. Und das interessiert eigentlich jeden.

Als ich ein Kind war, in Westdeutschland in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts, gab es nach den Fußballweltmeisterschaften immer zwei konkurrierende Buchpublikationen der Sportreporter von ARD und ZDF. Man musste sich entscheiden zwischen dem Ernst-Huberty-Buch und dem Harry-Valérien-Buch. So war es mit fast allem damals, es herrschte eine antagonistische Ordnung: Adidas oder Puma, CDU oder SPD, Pelikan oder Geha, Gladbach oder Bayern, BRD oder DDR, Märklin oder Fleischmann.

Das größte Kompliment, welches ich den Autoren dieser Sammlung machen kann? Dass es für mich so wertvoll ist wie ein Huberty-Buch.

Jeden Morgen kam damals ein Stapel verschiedener Tageszeitungen in unser Haus. Manchmal, erinnere ich mich, saß die komplette Familie am Frühstückstisch und jeder war in seine eigene Zeitung vertieft, lesend und schweigend. Ich immer auf der Suche nach etwas Neuem über Günter Netzer, meinen Helden, von dem ich die wichtigste Lebenslektion lernte, als er sich selbst einwechselte. Und weil es so gut beschrieben war, habe ich heute das Gefühl, ihn viel öfter spielen gesehen zu haben, als es tatsächlich der Fall war.

Wäre die Zeitung ein Land, dann wäre der Sportteil der Süddeutschen jene Stadt, in die ich vor Ewigkeiten gezogen bin, wo ich freiwillig blieb und mich am besten auskenne.

Den Politikteil lese ich konzentriert, stirnrunzelnd, genussfrei. Beim Feuilleton verstehe ich meist nicht, wovon die Rede ist. Alles, was mit Wirtschaft zu tun hat, lege ich sofort ungelesen beiseite. Zuhause fühle ich mich tatsächlich nur im Sport-, genauer, im Fußballteil. Vielleicht deswegen, weil die Sportreporter und ich unsere sehr unterschiedlichen Berufe aus ähnlichem Grund gewählt haben. Wir waren Kinder, die gerne gebolzt und sich dann einen Beruf gesucht haben, in dem sie sich an dieses Gefühl erinnern können.

Wir waren Kinder, die gerne gebolzt und sich dann einen Beruf gesucht haben, in dem sie sich an dieses Gefühl erinnern können

Das Tolle am Fußball ist auch, dass er spielerisch Herkunfts- und Klassengrenzen überwinden und uns mit Menschen verbinden kann, mit denen wir sonst kaum in Kontakt gekommen wären. Wenn unsere Teams spielen, sind wir den anderen Fans, so unterschiedlich wir auch sein mögen, tief verbunden. Wir sind nicht mehr allein, wissend, dass alle in diesem Moment gleich empfinden. Es wäre traurig, wenn die Geschäftemacher das eines Tages endgültig zerstören würden, denn hier sitzt für mich die Seele des Fußballs. Von der es sich lohnt, so zu erzählen, wie es die Autorinnen und Autoren tun.

Die in diesem Buch versammelten Reportagen und Texte sind alle in der Süddeutschen im Rahmen der dort in jeder Hinsicht außergewöhnlichen Fußballberichterstattung erschienen und ich, der ich sie schon aus der Zeitung

kenne, hänge mich an ihnen entlang durch die Erinnerung.

Und beneide dabei ein wenig diejenigen, die sie hier zum ersten Mal lesen werden.

Matthias Brandt, geboren 1961 in West-Berlin, ist einer der beliebtesten deutschen Schauspieler, Buchautor und glühender Werder-Bremen-Fan.

Spielverlauf

Der Blender von Rio

„Der Bomber würde heute noch mehr Tore schießen“

Essen nicht vergessen

Nagelsmann löscht einen Brand

HÄNGENDE SPITZE

Weit über das Spiel hinaus

Flicks Werk

Doll stößt den Bock um

HÄNGENDE SPITZE

Die Insel ist rund

Herzbeben

Es war einmal

„Geht's eigentlich noch?“

Das Grundgesetz vom Tegernsee

KOMMENTAR

So einfach kann leben sein

„Das ist Killerinstinkt!“

Diesmal nur 0:19

Gleiches Geld? Gleiche Chancen!

KOMMENTAR

Auf den Straßen von Buduburam

Die Milliarden-Intrige

Ein Fall für die Schaumpolizei

HÄNGENDE SPITZE

Die Bestrafer

Schöner leben

**„Wegen solcher Typen habe ich einen
Scheißruf“**

Manés Muse

Mesut, das Medium

Verlockende Frucht

„Mit Jogi ging ein Ruck durchs Land“

Früher war mehr Nähe

Gekommen, um zu verschießen

KOMMENTAR

Seine Exzellenz

Hannes kommt nicht mehr

„Zivilcourage beginnt in der Kabine“

Bildungsreise ins Machtvakuum

HÄNGENDE SPITZE

... ——— ...

„Ich bin geprägt von Ernst Huberty“

Das Leck-mich-Prinzip

Über allem

„Die Figur Maradona hat ihn erdrückt“

A weng brudal

Der geheime Helfer des DFB

Zahlen, bitte! Ein Abschiedsgruß **HÄNGENDE SPITZE**

Trotz und Wasser

Nachspielzeit

Der Blender von Rio

Der brasilianische Top-Stürmer Carlos Kaiser konnte vieles – nur nicht Fußball spielen. Trotzdem kickte er viele Jahre und für die größten Vereine. Eine wahre Geschichte

SZ vom 08. Mai 2018

VON BORIS HERRMANN



Carlos Kaiser in Rio. Die „hängende 9“ gab es vor 20 oder 30 Jahren im Fußball noch nicht. Aber die am Spielfeldrand abhängende 9, das war er, der Kaiser, das Gesamtkunstwerk.

Brasilien im April 2018: In die Kinos kommt ein Film über einen Fußballer, dessen Geschichte fast noch erstaunlicher ist als die von Pelé, Sócrates oder Neymar. Der SZ-Korrespondent hat den Helden in Rio de Janeiro getroffen.

Für einen, der zwei Jahrzehnte lang Profifußballer war, ist die Statistik des Brasilianers Carlos Kaiser dürftig. „Höchstens 20 Spiele.“ Position? „Mittelstürmer.“ Tore? „Kann mich an keins erinnern.“ Kaiser meint: „Scheiß auf die Statistik!“ Wenn er zurückblickt auf die Zeit, in der er den Fußballbetrieb zum Narren hielt, bereut er nichts. Seinen Erfolg macht er weder an Einsatzzeiten noch Torquoten fest. Sondern an so etwas wie Liebe. „Man wird in ganz Brasilien niemanden finden, der schlecht über mich redet.“

Er hat sich in einer von ihm ausgewählten Pizzeria in Rio de Janeiro niedergelassen, „um wirklich einmal die ganze Wahrheit zu erzählen“. Als der Kellner kommt und die Bestellung aufnehmen will, sagt er: „Mir reicht eine Cola light.“ Er legt eine dicke Mappe auf den Tisch. Beweismaterial, dass es seine unfassbare Karriere gegeben hat. Er war 26 Jahre lang Stürmer, ohne ein einziges Mal ins Tor zu treffen, da steht man natürlich unter Erklärungszwang. Aber Carlos Kaiser hat sich gut vorbereitet. Alles ist bestens dokumentiert. Er zeigt Zeitungsausschnitte aus Brasilien, Spielerpässe aus seiner Zeit in Frankreich und ein altes Foto von einem roten Ferrari mit Dellen am Heckspoiler. Neben der Fahrertür steht Romário, ein Mittelstürmer, der wie am Fließband traf und Brasilien 1994 zum WM-Titel schoss. Weiter hinten ist auf dem Foto ein Mann mit langen schwarzen Haaren zu sehen, dicke Uhr am Handgelenk. Kaiser lächelt triumphierend: „Jetzt raten Sie mal, wer das Auto zu Schrott gefahren hat?“

Talent? Pfff, egal. Er begriff früh, was viel wichtiger ist: eine gute Geschichte, überzeugend erzählt

Damit sind aus seiner Sicht alle Zweifel ausgeräumt. Wer nämlich den Ferrari von Romário lenken durfte, der konnte nicht irgendwer sein. Vermutlich stimmt das sogar.

Die Geschichte dieses Kaisers spielt im Rio der Achtziger- und Neunzigerjahre, in einer Stadt, in der der Begriff des „Malandro“, wörtlich übersetzt Gauner oder Ganove, keineswegs negativ besetzt ist. Wer es hier in Rio de Janeiro schafft, sich durchzumogeln und dabei auch noch das Leben zu genießen, wird bewundert. Das muss man wissen, um ansatzweise zu begreifen, wie Carlos Kaiser bei allen vier großen Fußballklubs von Rio unterkam, bei Flamengo, Fluminense, Botafogo und Vasco da Gama, und dazu bei mehreren Vereinen im Ausland – obwohl er nachweislich nicht wirklich Fußball spielen konnte. Schon überhaupt nicht auf Profiniveau.

Kaiser, 54, trägt immer noch lange Haare und eine schwarze Sonnenbrille, wie auf den alten Bildern. Aber die Brille ist nicht mehr zum Angeben da, sondern um seinen leeren Blick zu verbergen. Seit drei Jahren ist er nahezu blind, die Netzhäute. Kaiser glaubt, dass es sich um eine Folgeerscheinung seiner zweiten Karriere als Kickboxer handelt. „Hab’ den schwarzen Gürtel.“ Man weiß bei ihm nie, wo die Beichte endet und wo die nächste Lüge beginnt. Dass er unter dem bürgerlichen Namen Carlos Henrique Raposo zur Welt kam, gilt noch als unumstritten. Und schon enden die Gewissheiten. Den Künstlernamen Kaiser haben sie ihm angeblich als zehnjährigem Straßenfußballer verpasst, „weil ich etwas von Beckenbauer hatte“.

Einer seiner Weggefährten erzählt eine andere Version. Früher habe es in Rio eine Biermarke namens Kaiser gegeben, die dem heranwachsenden Partyfreund Carlos Henrique besonders gut geschmeckt habe. Daher der

Name. Wenn man ihn selbst dazu fragt, sagt er: „Ich trinke doch gar keinen Alkohol.“

In Brasilien träumen Millionen junger Männer von einer Profikarriere. Viele von ihnen sind hoch talentiert, und trotzdem wird die Welt nie etwas von ihnen erfahren. Bei Carlos Kaiser war es umgekehrt. Aus seiner Sicht haben all die namenlosen Träumer schlichtweg nicht verstanden, worauf es ankommt. Jedenfalls nicht auf Talent, hartes Training und solche Details. Sondern auf eine gute Geschichte, überzeugend vorgetragen. „Das ganze Leben ist Marketing“, so sieht er das. Gleich zum ersten Treffen hat er einen Vorschlag für eine Artikelüberschrift mitgebracht: „Der größte Malandro der Fußballhistorie“.

Um diesen Titel haben sich schon andere beworben. Maradona mit seiner Gotteshand, Geoff Hurst mit seinem Wembleytor, Andy Möller mit seiner Jahrhundertsschwalbe. Der Fußball war immer auch ein Geschäft mit Halbwahrheiten und Täuschungsmanövern, mit kleinen und großen Notlügen. Spanische Vereine haben sich auf die Erfindung von europäischen Großeltern spezialisiert, um mehr Südamerikaner verpflichten zu können, als die Ausländerregel erlaubt. Afrikaner sind Meister der Altersfälschung. In Iran wurden vier Spielerinnen der Frauen-Nationalelf suspendiert, weil sie Männer waren. Der brasilianische Werderaner Ailton hält den Weltrekord für den Fußballer mit den meisten Tanten. Sie hatten immer genau dann Geburtstag, wenn bei Werder Trainingsauftakt war.

In der Kategorie der bizarrsten Falschaussage ist der ehemalige Bayern-Torwart und Schlagersänger Jean-Marie Pfaff unübertroffen. Er behauptet heute, der Welthit „Ein bisschen Frieden“ von Nicole sei ursprünglich als B-Seite der legendären Pfaff-Single „Ich war ein Belgier und jetzt bin ich ein Bayer“ veröffentlicht worden. Ist Pfaff deshalb

ein schlechter Mensch? Gewiss nicht. Wahrscheinlich hat er diesen Unsinn einfach so oft erzählt, dass er irgendwann daran glaubte.

Alles aber, was sich die Maradonas, Ailtons und Pfaffs dieser Welt ausgedacht haben, verblasst neben dem, was der Kaiser von Rio erschuf: eine komplette Karriere als Fiktion, eine eigenständige Kunstform. Er kreierte eine Figur, die mit Romanhelden wie Felix Krull oder Tom Ripley mithalten kann. Und diese Figur brachte es in der Realität zum Fußballprofi.

Wie geht so was? Ganz einfach, sagt Kaiser: „Ich war immer dort, wo der Ball gerade nicht war.“

Im Zuge der Verwissenschaftlichung des Fußballs wurde vor einigen Jahren der Begriff der „falschen Neun“ geprägt. Früher hätte man dazu hängende Spitze gesagt. Carlos Kaiser war eher eine abhängende Spitze, und zwar hing sie lässig am Spielfeldrand ab. Er war eine falsche Neun im wörtlichen Sinne. In seiner gesamten Spielerkarriere verfolgte er ein einziges Ziel: Nur nicht spielen.

Sobald Kaiser also von einem neuen Klub angeheuert worden war und die übliche Vertragsprovision kassiert hatte, meldete er sich verletzt. Mal zwickte der Oberschenkel, mal der Rücken, mal das Knie. Für alle Fälle hatte er sich auch mit einem Zahnarzt angefreundet, der ihm ein Attest ausstellte, wenn er eines brauchte. Das ließ sich selten länger als ein paar Monate aufrechterhalten, aber nach jedem Rauswurf fand Kaiser wieder einen neuen Verein, der ihn haben wollte.

**Er war der größte Fußballer, der nie
gespielt hat. Immer, wenn's drauf
ankam, ging's grad nicht**

Warum?

Gute Frage.

Heute würde nur einmal googeln genügen, um ihn zu enttarnen. Passfrequenzen, Laufstatistiken, Laktatwerte sind überall verfügbar. Aber in den Achtzigern wurden die Spieler, zumindest in Brasilien, noch nach anderen Kriterien verpflichtet. Nach Erzählungen, Empfehlungen, Mythen. An einem Mythos, dachte sich Kaiser, kann man feilen. Er machte sich an die Arbeit.

Die Ausgangslage war auch deshalb gut, weil er nach übereinstimmenden Augenzeugenberichten sehr gut aussah. Schwarze Locken, überdimensionale Sonnenbrillen, Waschbrettbauch, knappe Badehöschen. Ein Typ, den die Frauen mochten. Das ist in der Strand- und Machometropole Rio de Janeiro bis heute wichtig. Für Kaiser war es die Eintrittskarte in die Welt des Profifußballs.

Der britische Regisseur Louis Myles hat gerade einen ergreifenden Dokumentarfilm über ihn gedreht: „The Greatest Footballer Never to Play Football“. Darin kommt auch der 2016 verstorbene Carlos Alberto zu Wort, der Kapitän der brasilianischen Weltmeisterelf von 1970. Anfang der Achtziger trainierte Carlos Alberto Rios populärsten Klub Flamengo, genau in der Zeit, als Kaiser dort seine Verletzungen simulierte. Auf die Frage, was dieser Antifußballer in seinem Team machte, sagte Carlos Alberto: „Er war cool in jeder Hinsicht.“

Myles hat mit einigen der größten Spielern der damaligen Zeit gesprochen. Mit Bebeto und Ricardo Rocha, den Weltmeistern von 1994. Mit Renato Gaúcho, der in seiner Heimat hundertmal berühmter ist als in Europa. Sie alle lächeln mild, wenn sie von dem Hochstapler erzählen,

der ihr Teamkollege war. Deutlich wird dabei: Sie mochten ihn einfach. Sie wollten ihn gerne um sich haben. Und wenn Leute wie Bebeto oder Renato Gaúcho ihrem entnervten Klubpräsidenten sagten: „Lass ihn da, er stört doch nicht weiter“, dann durfte Kaiser bleiben.

Carlos Alexandre Torres, 51, ist der Sohn von Carlos Alberto und war selbst Fußballprofi. Er kennt Kaiser aus seiner Zeit bei Fluminense und Vasco da Gama. Torres sagt am Telefon: „Ich könnte nichts Schlechtes über ihn erzählen. Er war der Freund von allen. Er wusste immer, wo die besten Nachtclubs sind, hat das ganze Team kostenlos reingebracht und Freigetränke organisiert.“ Für Damengesellschaft sorgte Kaiser auch. Am nächsten Morgen kümmerte er sich darum, dass alle Topspieler pünktlich beim Training auftauchten. Wenn sich einer auf dem Heimweg einen Strafzettel eingehandelt hatte, behauptete Kaiser, er sei gefahren.

Kaiser beschreibt seine Rolle heute so: „Ich habe die Bomben entschärft. Ich war das Idol der Mitspieler, nicht der Fans.“ Torres sagt: „Nur auf dem Platz konnte er nichts.“

Was Carlos Alberto, Bebeto und die anderen berichten, fügt sich zu einer Ode an die Schlitzohrigkeit zusammen. Um so etwas wie einen Marktwert zu simulieren, telefonierte Kaiser demnach möglichst öffentlich mit fiktiven Agenten in fingiertem Englisch. Er kaufte Trikots im Shopping-Center, die er handsigniert verteilte, und schnitt VHS-Kassetten mit den schönsten Toren von Renato Gaúcho zusammen, der ebenfalls lange, schwarze Haare hatte.

Die gravierenden technischen Defizite glich Kaiser mit überragender Rhetorik aus. „Seine Geschichten waren phänomenal, jeder wollte ihm zuhören“, erinnert sich Torres. Meistens ging es dabei um seine internationale

Karriere. Wenn er in Rio für eine Weile von der Bildfläche verschwand, dann natürlich nur deshalb, weil sich die halbe Welt für diesen – zugegebenermaßen recht verletzungsanfälligen – brasilianischen Wunderstürmer interessierte. Torres' Lieblingsgeschichte ist die vom FC Puebla in Mexiko, wo Carlos Kaiser laut amtlicher Statistik zwar nie eingewechselt wurde, wo er die Massen nach eigener Erzählung aber derart begeisterte, dass ihn die Mexikaner für ihre Nationalelf einbürgern wollten. Ähnliches trug sich angeblich beim französischen Klub Gazélec Ajaccio auf Korsika sowie beim argentinischen Weltpokalsieger Independiente zu. Nur bei den El Paso Sixshooters in Texas hat es ihm nicht gefallen. „Zu heiß“, sagt Kaiser.

Zu den vielen Eigenarten dieses Mannes gehört seine selektive Erinnerung. Manche Episoden verblassen mit der Zeit, andere werden kräftiger. Zum Beispiel die von der Nacht, als er Maradona kennenlernte. Das soll im Juli 1989 gewesen sein, nach dem Finale der Copa América. Brasilien, sagt er, habe damals „vor 110 000 Zuschauern“ im Maracanã 1:0 gegen Argentinien gewonnen, „Tor Bebeto“. Danach hätten beide Teams zusammen in Rio gefeiert, und da habe er, Kaiser, sich halt mit Maradona angefreundet. Helden unter sich.

Carlos Kaiser nippt an seiner dritten Cola, kurze Pause, man merkt ihm an, dass er sich schon auf die nächsten Sätze freut, auf die eigentliche Story: „Diego Armando Maradona, ist das wirklich sein Name? Ganz sicher? Nee, er heißt nämlich Franco. Diego Armando Maradona Franco. Fast niemand weiß das. Aber seine Freunde, die ihn anrufen wollen, müssen ‚Hallo Franco‘ sagen, sonst legt er sofort wieder auf.“

An der Art dieses Vortrages ist gut zu erkennen, wie Kaiser die Menschen einwickelt. Die Maradona-Geschichte

ist gut, sie hat nur zwei winzige Schönheitsfehler. Das brasilianische Siegtor im Endspiel schoss Romário. Und der Gegner hieß Uruguay.

Am längsten hat der Profi Carlos Kaiser bei Bangu AC durchgehalten, einem Vorstadtclub von Rio, der Mitte der Achtziger fast mal Meister geworden wäre. Das fällt nicht zufällig mit dem Karrierehöhepunkt des falschen Neuners zusammen. Eine große brasilianische Sportzeitung begrüßte ihn damals mit der Schlagzeile: „Bangu hat jetzt einen König: Carlos Kaiser.“ Demnach kam dieser „Stürmer mit Killerblut“ gerade von seinem glorreichen Auslandseinsatz in Korsika zurück. Er wurde auch zu „Mesa Redonda“ eingeladen, in die wichtigste Fußball-Talkshow Brasiliens, und überreichte dem Moderator ein Ajaccio-Trikot mit der Nummer 16. Beim ersten Training sangen die Fans „Ai que bom seria – se Kaiser jogasse todo dia.“ (Ach wie schön wäre es, wenn Kaiser immer spielen würde.)

Als er zu Bangu AC wechselte, einem Klub in Rio, sangen die Fans. Er hatte sie bezahlt

Bangus Besitzer Castor de Andrade war überzeugt davon, einen großen Star verpflichtet zu haben. Er wusste nicht, dass Kaiser die Fans für ihr Lied bezahlt hatte. Erst Jahre später kam das Gerücht auf, er habe das Trikot mit der Nummer 16 von einem Freund geschenkt bekommen, der tatsächlich bei Ajaccio spielte. Kaiser selbst hat diesem Gerücht zufolge nie einen Fuß auf Korsika gesetzt.

Seine Spielerpässe aus der französischen Liga sind vermutlich professionell gefälscht. Jener Carlos Henrique, der angeblich 1984 mit Independiente den Weltpokal gewann, hieß in Wahrheit Carlos Enrique und war Argentinier. Kaiser schweigt einen Moment, wenn man ihn damit konfrontiert. Dann fällt ihm wieder etwas ein: „In den Vereinen wird so viel gelogen. Das war meine Art, mich zu rächen.“

Castor de Andrade, der Patron von Bangu, war der Letzte, mit dem man sich in den Achtzigern in Rio auf einen Rachefeldzug einlassen wollte. Er kontrollierte das illegale Glückspiel Jogo do Bicho und galt als der größte Mafiaboss der Stadt. Kaiser erzählt: „Ich hatte nie Angst zu sterben und habe Castor einfach wie einen alten Kumpel behandelt. Das gefiel ihm.“

Irgendwann war aber auch Andrades Geduld mit dem ständig verletzten Topstürmer aufgebraucht. Kaiser erhielt einen unwiderruflichen Spielbefehl. Überliefert ist dazu, dass er beim Warmlaufen eine Schlägerei mit den eigenen Fans anzettelte und noch vor seiner Einwechslung die rote Karte erhielt. Kaiser: „Castor wollte mich danach in der Kabine erschießen, aber als ich ihm sagte, die Fans hätten ihn als Mafioso beleidigt, deshalb die Prügelei, gab er mir eine Vertragsverlängerung.“ Carlos Kaiser blieb drei Jahre bei Bangu.

Das ganze Leben ist Marketing. Kaiser will den Wirbel rund um den Kinofilm nutzen, um seine aktuelle Karriere zu bewerben. Er arbeitet inzwischen als „Personal Fitness Trainer“ im Zentrum vom Rio. In einem offenbar von ihm selbst gegründeten Wettbewerb wurde er gerade zu „Brasiliens Fitness- und Wellness-Coach des Jahres“ gekürt. Um die Sache abzurunden, behauptet er, er habe sich nur deshalb nie einwechseln lassen, weil ihm Fußball einfach keinen Spaß machte. Sein Traum sei schon immer das

Fitnessstudio gewesen. Er sei von seinen Adoptiveltern zum Profifußball gezwungen worden. Sie hätten einen Knebelvertrag mit einem Spielerberater geschlossen, als er elf Jahre alt war. „Im Grunde“, sagt Kaiser, „ist das alles eine sehr traurige Geschichte.“

Dann verschwindet der halb blinde Illusionskünstler im nächtlichen Rio. Zurück bleibt ein Esstisch mit leeren Colaflaschen. Rechnung bitte!

„Nein, nein“, sagt der Kellner, „geht alles aufs Haus.“

„Der Bomber würde heute noch mehr Tore schießen“

Als Spieler Gegner, im Leben Freunde: Zehn Jahre arbeitete Hermann Gerland beim FC Bayern mit einem Assistenten namens Gerd Müller. Über Fachgespräche beim Frühstück, den Fußballer, den Menschen und den Western-Fan

SZ vom 17. August 2021

INTERVIEW: CHRISTOF KNEER



„Wir zwei haben zusammengepasst wie die Faust aufs Auge“: Der ehemalige Bochumer Abwehrhaudegen Hermann Gerland, links, und der einstige

Weltklassestürmer Gerd Müller bildeten beim FC Bayern II ein einzigartiges Trainergespann.

Am 15. August 2021 starb Gerd Müller im Alter von 75 Jahren – Jahrhundertstürmer, Weltmeister, Schütze von 365 Bundesliga-Toren. Am Morgen danach: Anruf bei einem, der Müller verehrt und erklärt.

Herr Gerland, woran denken Sie, wenn Sie an Gerd Müller denken?

Ach, ich denke an so vieles. Aber was mir spontan einfällt: Dass ich nie zahlen durfte.

Sie durften nie zahlen?

Gerd war ja bei den Amateuren des FC Bayern viele Jahre mein Co-Trainer, und ich erinnere mich, dass wir in der Anfangszeit mal auf Tour im Westen waren, Duisburg, Bochum, meine Heimat. Wir haben uns Jugendturniere angeschaut, und als ich am Abend im amerikanischen Steakhaus bezahlen wollte, sagte der Chef: Ein Gerd Müller bezahlt bei uns nix. Am nächsten Tag in Bochum im Café, Gerd trinkt Espresso, ich einen Milchkaffee, wieder dasselbe: Gerd Müller zahlt bei uns nicht. Und wenn wir Eis essen waren – Gerd wollte immer Eis essen! –, hat er es immer so eingerichtet, dass er bezahlt hat. Ich hab gesagt, Bomber, du weißt schon, dass ich beim FC Bayern auch Geld verdiene? Da hat er nur gelacht.

Sie haben „Bomber“ zu ihm gesagt?

Immer, ja. Nie Gerd, immer Bomber.

Sie waren ihm sehr nahe. Konnten Sie sich noch verabschieden?

Vor der Pandemie hab ich ihn häufig im Pflegeheim besucht, einmal war auch Jupp Heynckes dabei. Die mochten sich sehr, obwohl sie als Spieler ja auch Konkurrenten waren. Aber so war das beim Gerd: Sie werden mir keinen zeigen können, der ihn nicht gleich mochte. Mir ging das auch so, an unser erstes Treffen in München kann ich mich noch gut erinnern.

Erzählen Sie.

Natürlich kannte ich Gerd als Spieler, wir sind uns in der Bundesliga ja oft begegnet, auch wenn ich beim VfL Bochum zum Glück meistens Rechtsverteidiger gespielt habe ...

... das heißt, Sie haben nicht direkt gegen Müller gespielt

... nein, ich hab es meistens mit Uli Hoeneß oder Karl-Heinz Rummenigge zu tun bekommen. Ich habe Gerd Müller als Spieler bewundert, ich hatte eine unfassbare Ehrfurcht vor diesem Mann, und dann haben wir uns nach seiner Rückkehr aus Amerika auf dem Trainingsgelände des FC Bayern getroffen. Er, der Weltstar Müller, und ich, Hermann Gerland. Er kam auf mich zu, total herzlich, als wär' ich ein alter Freund, und ich dachte: Das ist der Müller? Das ist doch nicht wahr! Er war immer freundlich, immer höflich und bescheiden, den Weltstar hat er nie raushängen lassen. Er hat alle gleich behandelt, die Spieler, die Waschfrau, die Kinder, die ein Autogramm wollten. Ich habe oft gedacht: Was ist das für ein Mensch!

Uli Hoeneß hat Gerd Müller nach seinem Alkoholentzug den Job als Co-Trainer der Amateure des FC Bayern besorgt. Mit anderen Worten: Sie waren ein Jahrzehnt lang sein Vorgesetzter.

Ich bin einmal krank zum Training gekommen, es war kalt und hat geschneit, ich hatte wahrscheinlich auch Fieber. Ich zeige so was ja keinem, aber Gerd hat das sofort gemerkt und gesagt: Hermann, du bist krank, fahr nach Hause. Ich hab gesagt, Bomber, ich bin Fußballer, ich mach das hier 90 Minuten, und dann geh ich. Da hat er mich ausgeschimpft. Wir waren von derselben Sorte. Er ist auch immer als Erster gekommen und als Letzter gegangen.

„Gerd und Thomas Müller haben sich super verstanden, das war ein Herz und eine Seele.“

Es heißt, Sie hätten morgens immer erst mal miteinander gefrühstückt.

Jeden Morgen! Wir haben uns auf dem Vereinsgelände zusammengesetzt und über Fußball gesprochen. Was hältst du von diesem oder jenem Spieler, wie fandest du das Spiel am Wochenende, lauter solche Sachen. Gerd hatte alles gesehen, wirklich alles, er hat in jeder freien Minute Fußball geschaut. Oder einen Western, die hat er auch geliebt.

Über den Stürmer Müller weiß man alles, über den Menschen Müller einiges. Wie war er als Co-Trainer?

Wir zwei haben zusammengepasst wie die Faust aufs Auge. Ich kann in der Ansprache an die Spieler sehr hart sein, bei

mir gibt's keine Komfortzone, und Gerd hat sich die Spieler, die ich kritisiert habe, hinterher immer geschnappt und in den Arm genommen. Er hat gesagt: Der Gerland meint es gut mit euch, lasst den, der will nur euer Bestes. Und den Stürmern hat er immer Tipps gegeben, er hat ihnen gesagt, wie sie sich im Strafraum am besten bewegen und verhalten sollen. Sie können sich vorstellen, was das für einen Eindruck macht, wenn Gerd Müller mit einem jungen Spieler so ein Gespräch führt. Die haben den Gerd geliebt.

Am Ende hat Gerd Müller bei den Amateuren sogar noch mit dem jungen Thomas Müller gearbeitet.

Die haben sich super verstanden, das war ein Herz und eine Seele. Thomas Müller redet ja auch immer vom „Bomber“.

Haben Sie Gerd Müllers Krankheit kommen sehen?

Im Jahr 2009 waren wir mit den Amateuren im Januar in Indien, da sind mir die ersten Kleinigkeiten aufgefallen. Ich habe das damals für Jetlag gehalten. Er war über Weihnachten mit seiner Frau in Amerika gewesen, ist dann zurück nach München geflogen und von dort direkt nach Indien. Die Reise war total schön für den Gerd, die Leute haben ihn erkannt und gefeiert.

Wissen die jungen Spieler noch, wer Gerd Müller war?

Natürlich ist es nicht mehr wie früher bei mir, in meiner Jugend wollten die Kinder auf dem Bolzplatz entweder Franz Beckenbauer oder Wolfgang Overath oder Gerd Müller sein. Damals gab es noch wenig Fußball im Fernsehen, und wenn abends mal ein Spiel übertragen wurde, hat man sich schon morgens in der Schule drauf gefreut. Und egal, wer dann abends spielte, ob

Deutschland oder der FC Bayern, immer hat im Fernsehen dieser Gerd Müller die Tore geschossen. Gerd war unfassbar. Die jungen Fußballer heute haben ihn natürlich nicht mehr spielen sehen, aber sein Name ist so groß, dass jeder Bescheid weiß. Gerd Müller, der Bomber, so einer kommt nicht mehr.

**„Ich hör’ noch, wie unser
Innenverteidiger Klaus Franke flucht:
„Mann, nicht schon wieder der!““**

Die alte Frage: Würde Gerd Müller heute weniger Tore schießen oder mehr?

Man muss immer die Bedingungen berücksichtigen, unter denen der Bomber seine Tore gemacht hat. Die Bälle waren hart, die Böden gefroren, er hatte immer zwei Manndecker im Kreuz, die nach ihm getreten haben. Und wenn du abends in Bochum oder Kaiserslautern oder sonstwo gespielt hast, dann waren da nicht viele Kameras, solche Tritte haben damals keinen interessiert. Die Spieler heute hören das nicht gern, aber sie haben es viel besser als wir damals, Trainingslehre, medizinische Betreuung, Ernährung, alles ist wissenschaftlicher und professioneller als früher. Auch die Stürmer haben von dieser Entwicklung profitiert, gleiche Höhe ist kein Abseits mehr und so weiter ... Wenn der Bomber heute an einer Abseitslinie lauern würde, wüsste er genau, wann er wo sein muss, er würde die Lücken im modernen Fußball alle riechen. Ich bin überzeugt: Der Bomber würde heute noch mehr Tore schießen.

Wie war es, ihm auf dem Feld zu begegnen?

Ich kann mich an ein Spiel gegen uns erinnern, eine Flanke kommt von rechts, Gerd Müller ist unsichtbar, aber plötzlich taucht er von irgendwoher auf und grätscht den Ball ins Tor. Ich hör' noch, wie unser Innenverteidiger Klaus Franke flucht: „Mann, nicht schon wieder der!“

War das seine größte Kunst: plötzlich aus dem Nichts zuzuschlagen?

Es gab schon diese Spiele, wo man sich hinterher gefragt hat: Hat der Müller heute eigentlich mitgespielt? Im Ergebnisteil stand dann aber: FC Bayern, Sieg, 1:0, Tor Gerd Müller. Er hatte einen phänomenalen Riecher und eine wahnsinnige Orientierung auf dem Feld, aber er hatte auch diese wahnsinnige Gier, die ein Mittelstürmer haben muss.

Wenn es 4:0 stand, wollte er auch noch das 5:0 und 6:0 schießen.

Ich hab auf dem Platz erlebt, wie Gerd unbedingt vor Uli Hoeneß an den Ball kommen wollte, um das Tor selber zu erzielen, und er hat den Ball dann samt Uli über die Linie getreten. Er wollte jedes Tor haben, jedes einzelne, er wollte immer gewinnen. Er war ein hervorragender Schafkopfspieler, aber auch da wollte er immer noch besser werden, und im Tennis hat er selbst mit zwei kaputten Hüften noch fast alle bei Bayern besiegt. Wie der sich geärgert hat, wenn er mal einen Ball verschlagen hat!

Es gibt Menschen, die sagen, Gerd Müller sei gar kein richtiger Fußballer, sondern in erster Linie ein Torjäger gewesen.

Die haben keine Ahnung. Mit denen würde ich mich nicht mal unterhalten.

Und wenn doch? Was würden Sie ihnen sagen?

Was meinen Sie, wie gut man kicken können muss, um mit Franz Beckenbauer Doppelpass zu spielen! Gerd war als Fußballer unvorstellbar gut, aber ich sage Ihnen jetzt mal was: Als Mensch war er noch besser! Ich würde das auch nicht glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte. Der Bomber war der Allergrößte.

